



Claus Leggewie
Inhaber der JLU-Börne-Seniorprofessur 2017–2025

Ludwig Börne: Der bekannteste Unbekannte der deutschen Literatur?

Eine Würdigung des Kämpfers für Pressefreiheit und Erfinders des politischen Feuilletons

I. Ein Jude aus Frankfurt

Carl Ludwig Börne, geboren drei Jahre vor der Französischen Revolution im jüdischen Getto Frankfurts, gestorben 1837 in Paris und begraben auf dem dortigen Friedhof Père Lachaise, ist auch Studierenden der Germanistik kaum ein Begriff. Drei Aspekte seines Lebens erscheinen mir besonders interessant: Die mühsame Emanzipation eines Frankfurter Getto-Juden, der sein Leben lang mit Judenhass konfrontiert blieb und als Kosmopolit Deutschland und Frankreich in einer Konföderation vereint sehen wollte. Dann der ganz spezielle Homme à femme, der alles andere als ein Frauenheld war, vielmehr eine literarische Arbeitsgemeinschaft mit zwei emanzipierten Frauen pflegte und mit einer von ihnen und ihrem Ehegatten eine halberotische Dreierbeziehung einging. Und nicht zuletzt der Zeitschriftsteller, wie er sich selbst bezeichnete, der einer der herausragenden Begründer des politisch-literarischen Feuilletons wurde. Im ersten Drittel des 19. Jahrhunderts kämpfte er für eine demokratische Republik und auch für Anliegen des Vierten Stands der Arbeiter. Dafür musste er Deutschland ins Pariser Exil verlassen. Ludwig Börne war ein Kämpfer für die Freiheit, dessen Werk neu zu lesen ist, da autoritäre Herrschaft auch in Europa zurückkehrt und die Pressefreiheit bedroht ist.

Ludwig Börne wird am 6. Mai 1786 als Juda Löw Baruch in der Frankfurter Judengasse Nr. 118 geboren. Der knapp 300 Meter lange, nur drei Meter breite Gassenbogen war ein Getto, 1460 nach italienischem Vorbild auf Anordnung Friedrichs III., dem Kaiser des Heiligen Römischen Reichs Deutscher Nation, und mit dem Segen von Papst Pius II. errichtet. Die „Ju-

denstätigkeit“, wie sie offiziell hieß, hat eine Synagoge, ein Mikwe-Bad, ein Tanzhaus, ein Hospital und einige Wirtshäuser. Die einzigen drei Torausgänge werden nachts und an christlichen Sonn- und Feiertagen verschlossen. Aufgrund der Enge sind Häuser bis auf sechs Etagen aufgestockt. Die hygienischen Verhältnisse sind katastrophal, schreibt ein großer Sohn der Stadt Frankfurt voller Abscheu. „Die Enge, der Schmutz, das Gewimmel, der Akzent einer unerfreulichen Sprache, alles zusammen macht den unangenehmsten Eindruck, wenn man auch nur am Tore vorbeigehend hineinsah.“ So niemand geringerer als Johann Wolfgang von Goethe in seinem Lebensrückblick „Dichtung und Wahrheit“ über das von ihm sogenannte „Neu-Ägypten“. Der junge Juda Löb Baruch, auch Löw gerufen, entstammt einer wohlhabenden Familie, der Vater ist ein „Handelsjude in Wechselgeschäften“ und kann sich leisten, den Sohn zu Privatlehrern auf Höhere Schulen zu schicken, auf dass ein ordentlicher Arzt aus ihm werde. Löws Mutter Julie, geborene Gumpertz, wird als kränklich und putzsüchtig beschrieben, sie soll Löw und seine vier Geschwister vernachlässigt haben. 1800 besucht der 14-jährige ein Privatinternat in Gießen, das der renommierte Theologe und Orientalist Johann Wilhelm Friedrich Hezel leitet. Die mittelhessische Kleinstadt mag der Schüler nicht, von dort geht es 1802 nach Berlin in die Obhut der jüdischen Familie Herz, von der noch die Rede sein wird. Dem Wunsch des Vaters, aus ihm einen Mediziner zu machen – ein Berufsstand, den Juden damals ausüben dürfen –, kann der 16-jährige wenig abgewinnen.

In Europa dominiert damals Napoleon, der sich selbst zum Kaiser krönt, da lässt sich Löw

als Louis anreden. Er ist ein „Bummelstudent“, der auch an der nächsten Universität in Halle über seine Verhältnisse lebt und erst einmal zurück aufs Gymnasium muss. 1804 immatrikuliert er sich in der medizinischen Fakultät, interessiert sich aber weit mehr für Philosophie und jüdische Geschichte. Und beginnt zu schreiben. In einem „Fragment über Erziehung“ heißt es rousseauhaft: „Erziehung ist Erziehung zur Freiheit. Der Mensch wird mit Ketten geboren, aber sich frei machen ist ein Werk der Freiheit; ein jeder kann nur seine eigenen zerbrechen. (...) Der Schwache, der sich das Leben nimmt, besticht gleichsam einen Gefängniswärter und läuft davon; aber der Starke stürzt die Mauern ein.“

Mit dem Vater verkracht er sich wegen seiner Schuldenmacherei. Zum familiären Ungemach kommt die politische Weltlage. Napoleon schließt die Universität Halle, Louis Baruch muss nach Hause. Er wechselt nach Heidelberg und promoviert in Gießen gegen den Willen des Vaters bei **August Friedrich Wilhelm Crome**, einem Pionier der Statistik und Professor für Staats- und Kameralwissenschaften, zum Dr. phil. als einer der ersten Juden in deutschen Landen. Darauf kann ein Vater eigentlich stolz sein, aber die Verhältnisse sind komplizierter. Überliefert ist ein überzeitliches Dokument des Aufbegehrens eines Pubertierenden gegen den Familienpatriarchen – ein gängiges Motiv der Literaturgeschichte, doch im Unterschied zu dem berühmten „Brief an den Vater“ von Franz Kafka, der niemals abgeschickt wurde, hat dieses Schreiben seinen Adressaten erreicht. An einem Sommertag im Juli 1807 macht sich ein 21-jähriger, nach damaligem Recht noch nicht volljährig, in einer Mischung aus Hochmut und Verzweiflung Luft. Hätten sich Vater und Sohn damals in Person gegenübergesessen, hätte der Streit wahrscheinlich schon begonnen, aber ein Brief, das heißt: eine Korrespondenz zwischen Abwesenden, soll dem Vater eine „kältere Prüfung meiner Rede“ erlauben. In dem frühen Brief erprobt der künftige Schriftsteller schon sein literarisches Vorzugsgenre. Klug pocht er auf die Natur des Generationsverhältnisses als Motor sozialen Wandels:

„Es ist so und kann nicht anders sein, denn die Natur hasst alle Einförmigkeit ihrer Schöpfungen. ...wenn der Sohn immer den Geist des Vaters hätte und so fort durch alle Geschlechter, was würde aus der Menschheit, was aus der ganzen Welt werden? Wenn ich dieselbe Ansicht der Dinge hätte, die Du hast, so müsstest Du die Deines Vaters haben, und so bis in die fernste Vergangenheit hinauf, ständen wir alle auf derselben Stufe der Erkenntnisse. Aber das wäre dem Zwecke des Lebens zuwider, das sich immer vervollkommen soll.“

Nach dieser Abschweifung rechnet Börne mit dem Vater ab, nicht, weil er ihn überfordere, sondern ihm zu wenig zutraue. Der junge Mann fühlt sich zu Höherem berufen und möchte, mit sarkastischer Arroganz, nicht als „gewöhnliche(r) Doctor um die Gunst der Judengasse ‚buhlen‘... Ich hasse das gemeine Volk und es ist mir zuwider. ... Nur dem Starken zeige ich meine Stärke, mit Kindern ringe ich nicht“.

Hier rüttelt einer entschlossen am Bannkreis des Vaterhauses, am Gettotor, am jüdischen Milieu, an der Frankfurter Provinz, am deutschen Duckmäusertum. Vorwürfe über angebliche Ausschweifungen, Faulenzerei und falschen Umgang weist er ab, will los vom väterlichen Unterhalt und Esstisch, hat familiäre Wohltaten und Beifallsbekundungen nicht nötig. Er ringt um Anerkennung weniger durch den Vater als durch die Menschheit. Was liegt da näher als Schriftsteller zu werden?

„Ich weiß wohl, wie viel tausend Hindernisse sich einer Sache entgegensetzen, die auf dem Papier so leicht ausgeführt ist. Du darfst mich nicht unter die Zahl jener thörichten Jünglinge setzen, die in ihrer Schwärmerei himmelhohe Pläne machen, und die gleich erschlaffen, sobald der Schnecken-gang der Wirklichkeit ihrer fliegenden Wünsche spottet. Ich bin nicht ein solcher.“

Einen weiteren Anstoß zur Schriftstellerei gibt ein Diskriminierungserlebnis. Die Abriegelung der Juden in Frankfurt erschöpfte sich ja nicht im Naserümpfen eines Dichterfürsten und im

Zusperren der Tore, damit die Christen sonn- und feiertags schön unter sich bleiben konnten. Oder in der absurden Kleiderordnung: Männer trugen zu schwarzen Mänteln weiße Faltenkragen und einen schwarzen Hut, Frauen Halskragen und Hauben mit hörnerartigen Spitzen. Dass Löw Baruch der Jude aus Frankfurt ist und bleiben soll, bescheinigt ihm auch nach der Öffnung der Tore ein Visum in französischer Sprache, das er 1807 für eine Reise nach Heidelberg im Frankfurter Römer beantragen muss. „Als ich den Paß in die Hand nahm, las ich darin: Juif de Francfort. Mein Blut stand stille.“ Börne will Revanche: „Dahmals schwur ich es in meinem Herzen: Wartet nur! Ich schreibe euch auch einmal einen Paß, euch und allen!“ Man wird wohl kaum eine stärkere außerliterarische Motivation zum Schriftsteller finden.

Um als noch völlig namenloser Autor zu reüssieren, bedarf es materieller Grundlagen, also eines ordentlichen Brotberufs. Der Vater lässt seinen Sohn nicht hängen; er verschafft ihm eine Anstellung als Polizei-Actuarius, zu Deutsch: Gerichtsschreiber bei der Stadt Frankfurt am Main. Diesen nicht eben aufregenden Job führt er pflichtgetreu und durchaus vaterlandstreu aus. 1815 ist es damit vorbei. Ausgerechnet, als der Vater die Stadt beim Wiener Kongress vertritt, wird der Filius entlassen. Es endet die Ära Napoleons, die den Juden in Deutschland die rechtliche Gleichstellung gebracht hat; mit seiner endgültigen Niederlage kehren die gegenrevolutionären, in einer Heiligen Allianz vereinten Mächte zurück, die Emanzipation wird revidiert. Die jüdischen Einwohner müssen auf das ihnen gerade gewährte Wahlrecht verzichten und wieder Einschränkungen bei Niederlassung, Grunderwerb und Berufswahl hinnehmen. Doch immerhin: Louis erstreitet – so viel Gleichberechtigung bleibt bestehen – vor Gericht eine lebenslange Pension von jährlich 400 Gulden als Entschädigung durch die Reichsstadt Frankfurt.

Wie also kommt ein junger Jude aus dem Frankfurter Getto heraus, das offiziell erst neunzig Jahre nach Börnes Geburt als eines der letzten in Deutschland endgültig aufgelöst wurde? Indem er 1818 seinen Namen ändert,

zum Christentum konvertiert und eine Zeitschrift gründet. So wird er bei der Behörde vorstellig:

„Ich bin willens eine in dem Auslande herauszugebende, vorzüglich staatsrechtlichen und politischen Erörterungen gewidmete Zeitschrift zu unternehmen. Da außer dem Drange, meine Ansichten auszusprechen, auch der Wunsch, mir eine Erwerbsquelle zu eröffnen, mich zu diesem literarischen Unternehmen bestimmt, so darf ich nichts unbeachtet lassen, was hierbei Gedeihliches oder Hinderliches eintreten könnte. (...) ein Umstand letzterer Art wäre der Name, den ich führe, indem er mein Religionsverhältnis zu unverkennbar bezeichnet und dem Zutrauen des lesenden Publikums in den Weg tritt. (...) Es ist nicht etwa, als traue man meinen Glaubensgenossen nicht zu, in der Literatur etwas Würdiges zu leisten, aber man glaubt, und wohl nicht ganz mit Vorurteil, annehmen zu müssen, daß ihre Ansichten über politische Dinge dem Geiste und den Forderungen der Zeit nicht entsprechen können.“

Der nun doppelt konvertierte Dr. Ludwig Börne sorgt sich um deutsch-bürgerliche Abonnenten. Den Übertritt zum evangelischen Glauben verkündet Börne seiner Familie übrigens nicht. Da er als ernsthaft lutherischer Christ nicht aufgefallen ist, vermutet die Börne-Forschung, er habe den Protestantismus als Matrix der damaligen Zivilisation angenommen, der offener war für liberale und nationale Fortschrittsideen. Und Glaubensübertritte gelten unter Juden damals nicht als sonderlich skandalös. Die Konversion ist ein Akt der sozialen und beruflichen Assimilation, die – typisch Börne – die Verschiedenheit nicht tilgt, sondern ihre Pole zur Synthese bringt: „Eins ist, was mir Freude macht: nämlich, dass ich ein Jude bin. Dadurch werde ich zum Weltbürger und brauche mich meiner Deutschheit nicht zu schämen.“

Das ist das „Skandalon des Jüdischen“ – gleich und anders zugleich zu sein. Baruch alias Börne kann nun als Deutscher zu Deutschen über deutsche Verhältnisse sprechen, ihre Rückständigkeit und das Fehlen bürgerlicher Rechte kritisieren. Er kann sich zugleich weiter als

Jude behaupten, wenn die Judenemanzipation ins Stocken gerät und – wie bei den berühmtesten Hepp-Hepp-Pogromen um 1819 – in Verfolgung umkippt. Und er kann, wenn er als Franzosenliebhaber geschmäht wird, als republikanischer Kosmopolit auftreten. Und die Juden, wo sie als Finanzbourgeois auftreten, kann er wegen ihrer Geldgier tadeln. Über allem steht als oberstes Prinzip die menschliche Freiheit.

Der Schriftsteller Börne fängt klein an, indem er regelmäßig die Bühnen Frankfurts und anderer Städte frequentiert und das Gesehene und Gehörte mit spitzer Feder rezensiert. Gustav Seibt, Feuilletonist der Süddeutschen Zeitung:

„... auf der Bühne fand er den Zustand der bürgerlichen Gesellschaft, wie einst sein Vorbild Lessing. In der Sentimentalität der Rührstücke erkannte er die verhockte Stagnation des Politischen, im hysterischen Starkult für Schauspieler das Negativ von Öffentlichkeit. Dabei war er ein glänzender Leser und Zuschauer. Er gehörte zu den Entdeckern Grillparzers und förderte Kleist. Er wagte es, Goethe zu hassen, den ‚Stabilitätsnarr‘ mit seiner Angst vor Religion und Tod, Liebe und Hingabe, seinem egoistischen Festhalten an der hergebrachten Ordnung. Dass Goethe ein Schriftsteller der Angst ist, bleibt eine bis heute nicht ausgeschöpfte Entdeckung Börnes.“

Für Börne war Goethe nicht nur als Literat passé, er war ein „Dichter der Glücklichen ...“, nicht der Menge“, ein „Fürstendiener“ und „Stabilitätsnarr“, kurz: ein Repräsentant der feudalen Ordnung. Ein Vorbild war ihm der in keine Kategorie und Epoche einzusortierende Schriftsteller Jean Paul, der damals mit satirischen Romanen in unkonventioneller Form bekannt wurde, die nicht von Feldherren und Fürsten handeln, sondern beispielsweise von bodenständigen Schullehrern, Armenanwälten und Förstern. Auch von biedermeierlicher Romantik hielt Börne wenig. „Je unfreier ein Volk ist, desto romantischer ist seine Poesie.“ Der selbstbewusste Herr Börne sieht in der Literatur ein mögliches Mittel zur Befreiung des Bürgertums und namentlich der Juden. Dazu

schafft er sich, ermuntert und angetrieben durch seine Freundin Jeanette Wohl, ein eigenes Publikationsorgan, die „Wage“, die später auch in französischer Sprache unter dem Titel „La Balance“ erscheint, allerdings nicht sehr erfolgreich. Solche Zeitschriften sind damals Legion und wirken als Motor der kulturellen Debatte und der politischen Kritik. Nach holprigen Anfängen wird Börne einer der angesehensten Publizisten im Deutschen Bund, der mit Artikeln, Aphorismen und Aufsätzen gegen die Kleinstaaterei und Obrigkeitshörigkeit ankämpft. Um seine intellektuelle Unabhängigkeit zu wahren, lehnt er sogar ein Angebot des damals wohl wichtigsten deutschsprachigen Verlegers Johann Friedrich Cotta ab, sich als Herausgeber des preußischen „Ministerialblatts“ zu verdingen. Cotta, dem Verleger unter anderem des viel gelesenen „Morgenblatts für die gebildeten Stände“ hätte er gesalzene Honorare abverlangen können. Doch Börne will „sagen, was und wie man es will“. Auf Empfehlung von Heinrich Heine wechselt Börne zu dem Hamburger Verleger Julius Campe, der außer Heine weitere Literaten der lockeren Gruppe mit dem Namen „Junges Deutschland“ publizierte.

So wird Börne zum Begründer des Feuilletons, jener Kombination literarischer und zunehmend politischer Interventionen ins Zeitgeschehen, die anspruchsvolle Tages- und Wochenblätter und die übrig gebliebenen Zeitschriften bis heute pflegen. Auch Literaturkenner haben von Ludwig Börne kein herausgehobenes „Hauptwerk“ im Stile von Goethes „Faust“ oder Heinrich Heines „Wintermärchen“ parat, als seines wird höchstens die Serie aktueller „Briefe aus Paris“ genannt, die Börne in den 1820er Jahren beginnt. Börne bezeichnet sich selbst als „Zeitschriftsteller“, als jemand, der seine Zeit auf den Begriff bringt und die gesellschaftlichen Verhältnisse zum Tanzen. Das macht er nicht als ein allein auf Neuigkeiten erpichter Tagesjournalist, er reflektiert die vergangene Zeit mit, wie ein Geschichtsschreiber der Gegenwart, der nah genug „dran sein“ muss an den Zeitläufen, aber auch den Überblick behält und auf Distanz bleibt.



Ludwig Börne – Lithografie der Lithografischen Anstalt von F. C. Vogel nach einem Gemälde von Moritz Oppenheim (zwischen 1827 und 1843).
(Foto: Universitätsbibliothek Heidelberg, Graph. Sammlung, public Domain)

Für Börne stehen republikanisch-liberale Ideen zu Beginn des 19. Jahrhunderts nicht im Gegensatz zu patriotischen Gefühlen. Das Heilige Römische Reich Deutscher Nation hat sich 1806 im sogenannten Reichsdeputationshauptschluss aufgelöst; der vormalige Flickenteppich aus 300 Klein- und Kleinst-Fürstentümern verschlankt sich auf (immer noch) 30 eigenständige politische Einheiten, die 1815 den Deutschen Bund eingegangen, aber im-

mer noch nicht die Nation geworden sind, auf die Burschenschaftler, Schriftsteller und politische Reformer gehofft haben. Zu deren Wortführern gehört Börne: „Wir wollen freie Deutsche sein, frei in unserem Hasse, frei in unserer Liebe; mit dem Leibe nicht, nicht mit dem Herzen einem fremden Volke ergeben.“ Der Postrevolutionär Napoleon hat in Europa beides mobilisiert: Den Drang nach Freiheit von der Bevormundung durch Adel und Klerus

und den Drang nach nationaler Einheit, der bei einigen Nationalisten in grenzenlosen Franzosenhass umgeschlagen ist und den Antisemitismus im Schlepptau hat. Börne hingegen sinnt darüber nach, ob sich Deutsche und Franzosen nicht zu *einer* Nation verbinden sollten. Er bewundert *und* hasst Napoleon, schätzt den Rechtsreformer und verachtet den Kriegsherrn. Auch wenn Frankreich mit der Wiedereinsetzung der Bourbonenmonarchie eine Periode der Restauration durchmacht, bleibt das Land jenseits des Rheins sein Fixpunkt und Wegweiser. Man könnte sagen: am französischen Wesen sollte Deutschland genesen. „Frankreich ist das Zifferblatt Europas.“

Börne bringt seinen Beruf auf den Begriff, den wohl sein literarisches Vorbild Jean Paul eingeführt hat:

„Wenn ein Zeitschriftsteller auch nur der Fuhrmann der Wissenschaft und der Geschichte wäre, bliebe er doch ein ehrenwerter Mann; aber er ist mehr als das. Er reicht uns das Gefäß, das unentbehrlich ist, um an der Quelle der Wahrheit für den Durst des Augenblicks zu schöpfen. Die Aussagen der Zeit zu erlauschen, ihr Mienenspiel zu deuten und beides niederzuschreiben, wäre ein ehrenvoller Dienst, selbst wenn er nicht gefährvoll wäre. Daß er auch dieses ist, vermehrt seinen Reiz, und nur die Schwachheit vermag einer solchen Lockung zu widerstehen. Die Menschen haben Furcht, als wären sie Geschöpfe von nur augenblicklicher Dauer. Darum unterbleibt so vieles Gute in Worten wie in Taten.“

Engagierte Kunst bekommt es damals (wie heute) mit der Zensur zu tun, der oft die Selbstzensur folgt. Börne hat dafür ein erstaunlich aktuell wirkendes Beispiel der „Sche-re im Kopf“ parat:

„Es ist erstaunlich, wie sehr die Journalisten an Feinheit, Gewandtheit, Zweideutigkeit, Unerforschlichkeit und allen übrigen diplomatischen Tugenden täglich zunehmen, und nach einigen Jahren, wenn die Zensur so lange fort dauert, wird man die Gesandtschaftsstellen nur mit Zeitungsschreibern besetzen. Statt zu sagen Ruß-

land, sagen sie: ‚eine große nordische Macht‘; statt zu sagen Österreich, sagen sie: ‚eine große süddeutsche Macht‘. Die Hälfte der Konjugationen der Zeitwörter gerät ganz in Vergessenheit, denn man gebraucht keine Indikative mehr, sondern nur noch Konjunktive. Man schreibt nicht: ‚Tunis ist ein Raubstaat‘, sondern: ‚Wenn es einen Staat gäbe, der mitten im Frieden Handelschiffe anderer Nationen wegnähme, so könnte ein solcher Staat allerdings ein Raubstaat genannt werden.‘ Welch ein Heimlichtun! Das ist wie auf Maskenbällen, wo man schon für maskiert gilt, wenn man die Maske an den Hut steckt.“

Fürst Metternich, der mächtige Hüter der alten Ordnung am Wiener Hof, soll auf den jungen Börne aufmerksam geworden sein und die Möglichkeit ventiliert haben, ihn auf seine Seite zu ziehen. Derselbe Metternich ist 1819 verantwortlich für die Karlsbader Beschlüsse. In dem tschechischen Badeort haben sich die Minister des Deutschen Bundes versammelt und die liberalen und nationalen Bestrebungen als der Fürstenherrschaft so gefährlich angesehen, dass sie einen ganzen Katalog repressiver Maßnahmen beschließen. Der in Frankfurt ansässige Bundestag beschließt das Verbot der Burschenschaften und die Schließung der Turnplätze, ein Universitätsgesetz mit Maulkörben für liberale Professoren und die Aufhebung der akademischen Gerichtsbarkeit, und nicht zuletzt das Preßgesetz mit der Zensur. Das ist das Ende der Meinungsfreiheit; alle Veröffentlichungen unter 320 Seiten unterliegen einer Vorzensur, umfangreichere Schriften einer Nachzensur. Metternich sagt zur Causa Börne, der mittlerweile auch Blätter wie die „Zeitschwingen“ und die „Zeitung der freien Stadt Frankfurt“ beliefert: „Die Artikel sind aufrührerisch, den Frieden des Bundes störend. (...) Ein Beispiel mit Börne statuiert, ist sicher eines der glücklichsten.“ Und ein Münchener Blatt fällt in übler antisemitischer Manier ein: „Wo irgend auf deutschem Boden ein Galgen steht, wird man kein würdigeres Subjekt daran aufzuhängen finden als diesen Herrn Baruch modo Borneo.“

Börne stellt später die entscheidende Frage, warum die Zensur so mächtig sein kann und wie man ihr entgetreten könnte:

„Wenn unter den Tausenden in jeder Stadt, welche die Zensur als einen schändlichen Übermut verabscheuen, als eine erbärmliche Feigheit verachten, sich nur zwanzig angesehene Familienoberhäupter zu dem Bunde vereinigen, jeden Zensor als einen ehrlosen Menschen zu betrachten und zu behandeln, unter keinem Dache mit ihm zu wohnen, an keinem Tische mit ihm zu essen, seine Umgebungen nicht zu berühren, ihn zu fliehen wie einen Verpesteten, ihn immerfort mit Verachtung zu bestrafen, mit Spott zu necken – dann würde sich bald kein Mann von Ehre mehr finden, der Zensor würde sein wollen; ja selbst der Gefühllose, wenn er nur von einem gewissen Range ist, würde nicht den Mut haben, der öffentlichen Meinung zu trotzen, und die Regierungen würden genötigt sein, ihre Zensur den Schinderknechten anzuvertrauen.“

Der Judengasse entronnen zu sein, war für Börne der erste Schritt, um Gettos aller Art zu öffnen, jede Form des Aristokratismus, auch den jüdischer Finanziers, zu bekämpfen und soziale Mauern niederzureißen. Wenn Freiheit der Kreuzungspunkt aller politischen Ideen Ludwig Börnes ist, dann kommen die Impulse aus vier Richtungen: Die geistige Freiheit, speziell der Presse von Zensur, die Freiheit des Juden, als Mensch wie alle anderen anerkannt zu sein und seine kulturelle und religiöse Besonderheit ungehindert leben zu dürfen; die nationale Freiheit des deutschen Volkes, und nicht zuletzt die soziale Freiheit auch der Handwerker und Arbeiter.

Auch nach dem Ende der Gettoisierung bleiben Juden Sündenböcke, Ungläubige, Fremdkörper, Hassfiguren. Wirtschaftlich steigen einige auf und machen sogar Könige, Adelige und Kämmerer, denen sie Geld leihen, von sich abhängig. Ihre Integration in die bürgerliche Gesellschaft vollzieht sich am ehesten noch mit der Assimilation der vermögenden Juden oder dadurch, dass sie ihre religiöse Autonomie aufgeben. Doch die Hoffnung, dass, wenn Bürgerpflichten erfüllt sind, auch Bürgerrechte verlie-

hen werden, hat getrogen. Börne schießt in alle Richtungen, jüdische Personen, Themen und Missstände sind davon nicht ausgenommen, bloß weil Juden unterdrückt werden. Wenn sie es geschehen lassen, verurteilt er ihre Passivität genau wie die der Deutschen im Allgemeinen, und vor allem wenn sie als „Geldjuden“ auftreten, genau wie christliche Aristokraten. Die vielverzweigte Bankiersdynastie Rothschild, die zu Börnes Lebzeiten expandiert und beste Geschäftsbeziehungen zu Fürsten, Königen, Kaisern und Päpsten aufbaut, ist für Börne eher ein Beleg für das Bündnis der politischen Restauration in der frühkapitalistischen Wirtschaft.

„Gegen den Menschen Rothschild habe ich gar nichts, aber weil er Rothschild ist, setze ich ihn den Königen gleich (...) er ist der größte Mäkler aller Staatsanleihen, welcher den Fürsten die Macht gibt, der Freiheit zu trotzen und den Völkern den Mut nimmt, sich der Gewalt zu widersetzen.“

Die irrationale Ablehnung, der Börne sein Leben lang ausgesetzt bleiben wird, steigert sich im 19. und vor allem im 20. Jahrhundert ins Extrem. Der alt-christliche Juden Hass wird in den modernen Antisemitismus übergehen, der den konkreten, einzelnen Juden nicht braucht, sondern dem ein abstraktes Feindbild ausreicht. Und der Antisemitismus, weiß Börne bereits, hat einen Zwillingsbruder, den Philosemitismus:

„Es ist wie ein Wunder! Tausendmale habe ich es erfahren, und doch bleibt es mir ewig neu. Die Einen werfen mir vor, daß ich ein Jude sey; die Andern verzeihen mir es; der Dritte lobt mich gar dafür; aber Alle denken daran. Sie sind wie gebannt in diesem magischen Judenkreise, es kann keiner hinaus. Auch weiß ich recht gut, woher der böse Zauber kömmt. Die armen Deutschen! Im untersten Geschosse wohnend, gedrückt von den sieben Stockwerken der höhern Stände, erleichtert es ihr ängstliches Gefühl von Menschen zu sprechen, die noch tiefer als sie selbst, die im Keller wohnen. Keine Juden zu seyn, tröstet sie dafür, daß sie nicht einmal Hofräthe sind.“

Das ist eine Vorschau auf Motive des späteren Antisemitismus, den der Sozialdemokrat August Bebel den „Sozialismus der dummen Jungs“ nennen wird – ein Klassenkampf, der sich nicht gegen das Kapital oder die Reichen richtet, sondern gegen Minderheiten, die in diesem Fall als Kapitalisten gesehen werden. Die finstere Kontinuität des Judenhasses im 19. Jahrhundert verkörpert der Historiker Heinrich von Treitschke, der es besonders auf Börne abgesehen hat und ihm 1879, mehr als vierzig Jahre nach seinem Tod, hinterherpöbelt. Der völkische Nationalismus eines Treitschke entzündet sich an der erfolgreichen Assimilation und Integration der Juden nicht nur in Frankfurt, wo sie ein erfolgreiches Wirtschaftsbürgertum bilden, das sich in einer reformerischen und einer orthodoxen Gemeinde versammelt, wohlfahrtsstaatlich aktiv wird, wichtige Anstöße für Kunst

und Wissenschaft der Stadt gibt und mit Ludwig Landmann in der Weimarer Republik sogar einen Frankfurter Oberbürgermeister stellen wird. Im November 1931 stoßen „Unbekannte“, mutmaßlich Nationalsozialisten, die Bildnisbüste vom Sockel des Börne-Denkmal in der Bockenheimer Anlage. Es sollte bis 1960 dauern, bis wieder eine Gedenkplatte am ursprünglichen Standort angebracht wurde. Dass Börnes Texte 1933 wohl nicht auf der Liste der verbrannten Bücher stehen, anders als die seines Biografen Ludwig Marcuse, hat nichts mit Schonung oder gar Achtung zu tun, sondern ist eher dem Umstand geschuldet, dass er damals schon kaum noch gelesen wurde und



Ludwig Börne – Bronzekopf, patiniert, 2006; Künstler: Thomas Burhenne, Darmstadt. Standort der Stele: Gießen, Altes Schloss. (Foto: Rolf K. Wegst)

weithin vergessen war. Dass man Börnes und Heines Bücher nicht verbrannte, lag wohl daran, dass man selbst die vor dem barbarischen Akt übliche Namensnennung vermeiden wollte. Eine totale *Damnatio memoriae* sollte das sein.

II. Das Schmollen der Frauen

Zur Sprache kommen soll nun Börnes spezielles Verhältnis zu den Frauen, genauer gesagt: zu zweien von ihnen. Nachdem er 1802 in Berlin leidenschaftlich um Henriette, die wesentlich ältere Gattin seines Lehrers Marcus Herz, geworben hat (und zurückgewiesen worden ist),

tritt 1816 in Frankfurt eine weitere Jüdin in sein Leben, die drei Jahre ältere und seit kurzem geschiedene Jeanette Wohl. Sie lässt ihn, nach einer Bedenkzeit, ebenfalls als Liebhaber abblitzen, beflügelt ihn aber als Schriftsteller und wird ihm den Rest seines Lebens eine unschätzbare Freundin bleiben.

„Börne ... lebte sein ganzes Leben im Rahmen dieser Beziehung zur mütterlichen Frau. Keine Verbindung der Leidenschaft sprengte diesen Rahmen. Nicht der geistige Freund, nicht weibliche Sinnlichkeit und nicht die intellektuelle Erotik kluger Hetären bannte ihn, sondern die energische Sanftmut, die aktive Güte, die überlegene Stille einer fest in sich ruhenden, abhängig-herrschenden Frau. Er war kein Don Juan, sondern ein engbrüstiger, aus schwachen Lungen atmender rauer Krieger. Er hatte den Angriffswillen des Kriegers, aber nicht des Kriegers Körper. Börne war nicht Asket aus Geist, sondern aus der Schwäche seiner Natur: er war nicht der Mann, welchem die Frau fremd war – sondern der Mann, welcher die Frau nicht besiegte.“

So kapriziös, in einer Mischung aus uralten Geschlechterstereotypen und zeitgemäßer Psychoanalyse, charakterisierte 1929 Börnes Biograf Ludwig Marcuse seinen Anti-Helden, als hätte der Bedürftige vor ihm auf der Couch gelegen. „Börne und die Frauen“: Erwachsen geworden durch die emotionale Unterstützung von Henriette Herz in Berlin, gibt Jeanette Wohl zunächst in Frankfurt, dann in Paris Börne den Anstoß und die Energie für seine literarisch-publizistische Karriere. Beide Frauen schwärmt Louis Baruch alias Ludwig Börne anfangs leidenschaftlich an. Er erhofft sich jedes Mal eine erotische Liaison, vergeblich. So bleiben Henriette Herz und Jeanette Wohl zuvörderst seine „Musen“, wie man – ziemlich herablassend – Frauen nennt, die einen Künstler, einen Dichter oder einen Wissenschaftler zu kreativen Höchstleistungen anspornen.

Börnes erste Muse – von der er wie gesagt nur im übertragenen Sinne geküsst wurde – heißt Henriette, genannt Jette Herz. Sie entstammt einer jüdischen Familie in Hamburg, ihr Vater war Direktor des Jüdischen Krankenhauses in

Berlin. Schon im Alter von 12 Jahren ist ihre Ehe mit dem wesentlich älteren Arzt Marcus Herz arrangiert worden, der an der Berliner Universität Philosophie lehrt. Die beiden gründen einen Salon für hochgestellte Gäste aus Kultur und Politik. Salons sind zu Beginn des 19. Jahrhunderts der Ort, an den unbedingt eingeladen werden muss, wer zur gebildeten Berliner Gesellschaft zählen will. In den Salons, in denen leichte Klavier- und Kammermusik gespielt wird, können auch jüdische Familien Anschluss an das Berliner Großbürgertum finden. In dieses präziöse Ambiente schickt der Vater 1802 den 16-jährigen Filius. Die Frankfurter Familie lässt Louis Baruch 1802 in Berlins besserer Gesellschaft hinter sich, im Salon der Henriette Herz. Sie ist eine der vielen lange unterschätzten Frauen um 1800, die als hochgebildete, polyglotte und belesene Gattinnen begüterter und renommierter Ehemänner materiell wie ideell ausreichend ausgestattet waren, um Persönlichkeiten des Geisteslebens in ihren Wohnungen im geräumigen Salon auf Augenhöhe zu empfangen. Zu den regelmäßigen Gästen des Ehepaars Herz zählt die Crème de la Crème der gebildeten Stände: die Gebrüder Wilhelm und Alexander Humboldt, Friedrich und Dorothea Schlegel, Friedrich Schleiermacher. In der Spandauer Straße sind Aufklärung und Frühromantik gewissermaßen in persona versammelt. Man plaudert und räsoniert, schürft tief und parliert oberflächlich, lobt und verdammt, und mit einem Freitisch für arme Studenten tut man auch noch Gutes. Tout Berlin ist da, knüpft Kontakte, tauscht Briefe aus, schließt Freundschaften und beginnt Tachtelmechtel. Philosophie, Politik und Literatur bilden hier eine Einheit, und politische Entscheider aus der preußischen Verwaltung lassen sich probeweise mit freiheitlichen Ideen füttern und überlegen, wie man französische Verfassungsideen in gemäßigter Form umsetzen könnte. Und es gibt in dieser halbprivaten, schon fast öffentlichen Sphäre den Raum für emanzipierte Frauen, die am Ende aber stets hinter Männern zurücktreten müssen. Die Ideen, die Henriette Herz zu Papier bringt, werden unter dem Namen ihres Mannes publiziert. Und als Jüdin bleibt sie ohnehin weiter eine Außenseiterin.

Die Frau, die Börne in späteren Briefen immer noch als „liebe Mutter“ adressiert, hat ihm den Weg gewiesen und Tore zu größerem Selbstbewusstsein aufgestoßen. Sie macht ihm klar, dass es für die Erfüllung seiner literarischen Ambitionen einer soliden materiellen Basis bedarf, die er sich durch Schuldenmacherei verdirbt. Sie mäßigt seine Gefühlsschwankungen und holt ihn auf den Boden der Tatsachen. Und, ganz wichtig, sie liefert ihm mit dem Briefwechsel die literarische Formvorlage, für die Börne letztlich berühmt wird, als ein Jahrzehnt später eine andere Briefpartnerin, Jeanette Wohl, in sein Leben tritt, mit der er zunächst ebenfalls privat kommuniziert, bis dann die „Briefe aus Paris“ die große Öffentlichkeit erreichen. Die leidenschaftliche Zuneigung zu Henriette Herz hat sich da merklich abgekühlt, ambivalente Gefühle bleiben aber. Nach einer Begegnung mit der mittlerweile 64-jährigen schreibt er, dass sie trotz ihrer faltenreichen Erscheinung immer noch einem 18-jährigen Mädchen gleiche.

Börne und die Frauen: Von schwächlicher Statur und eingeschränkt durch eine lebenslange Lungenschwäche, ist Börne nicht der Mann, auf den Frauen gleich ein Auge werfen und den sie im Blick behalten. Ludwig Börne, wie er ja seit 1808 heißt, ist im wahrsten Sinne des Wortes ein fragiler Mensch. Sein Leben lang leidet er unter Gicht und Gelenkrheumatismus, unter Atemwegsbeschwerden und Blutstürzen, die er in verschiedenen Kurorten kuriert, aber niemals hinter sich bringen wird. „Es gibt tausend Krankheiten, aber nur eine Gesundheit.“

Erneut platonisch bleibt die Beziehung zu Jeanette Wohl, eine 1783 in Frankfurt geborene, religiös orthodox erzogene Jüdin, die für die persönliche Formung und berufliche Entwicklung Börnes eine wichtige Rolle spielt. Die beiden sind sich 1816 erstmals bei einem Spaziergang am Main begegnet. Beide sind jüdischer Abstammung aus der Judengasse und engagierte Demokraten, Börne mit 31 Jahren ein frisch entlassener Polizeiaktuar und freischaffender Journalist, unverheiratet. Als sie sich erstmals begegnen, ist Jeanette 34 Jahre alt und nach kurzer Ehe gerade geschieden; sie gefällt Börne sehr und ist eine Anwärterin fürs Heiraten. Genau wie Madame Herz widersteht

Fräulein Wohl dem heftig vorgetragenen Ansinnen. Sie ist keine Salonnière, sondern eine im Hintergrund wirkende Frau, die den nach seiner Form suchenden Schriftsteller enthusiastisch antreibt und als stets kritische Beraterin zu fördern weiß. Jeanette Wohl ist verliebt, aber eben nur in Börnes Geistigkeit.

Das Verhältnis mit Jeanette Wohl kann man aus über 500 Billets und Briefen rekonstruieren, die Börne zwischen 1817 und 1833 an sie geschrieben hat, auch einige Antworten sind überliefert. Aus heutiger, von kurzen Mails und Flashs geprägten Sicht ist kaum nachvollziehbar, welche Bedeutung das Textmedium handgeschriebener Brief einmal hatte, gerade im 19. Jahrhundert zwischen Paaren, Bekannten, Kollegen und im beruflichen Verkehr. Wenn er Briefe, genauer: *nur* Briefe schreibe, stachelt Jeanette Wohl ihren Freund an, könne er ein großes Publikum erreichen und berühmt werden.

Börne hat daraus ein regelrechtes Genre geformt, die in 115 „Briefen aus Paris“ zwischen 1832 und 1834 der breiteren literarischen Öffentlichkeit übermittelt werden. Und zwar auf Drängen der Jeanette Wohl, die Börne den Brief als passendes Publikationsformat der Zeitschriftstellerei eröffnet, sein Hauptwerk als anwesend-abwesende Partnerin mitgestaltet und wie ein Fixstern begleitet. Die Briefe sind nicht Kommentar zu einem belletristischen Hauptwerk oder fachlicher Austausch mit Dichterkollegen. Sie stehen für sich, als Zeugnisse laufender Wirklichkeitsproduktion durch das Zeitgeschehen. Jeanette Wohl hat die „Briefe aus Paris“ veranlasst, sie als literarisch wie politisch gebildete Frau redaktionell bearbeitet, als Adressatin für ihren kontinuierlichen Fluss gesorgt und sie als Börnes Erbe gehütet. Sie war, wie die Germanistin Christa Walz es zusammenfasst, eine *conditio sine qua non* für Börnes literarisches Schaffen wie für sein Wohlbefinden. „Wohltuerin“ ist der alles umfassende Begriff für Wohls Rolle als Schwester, Mutter, Tochter, Geliebte, Braut, Versorgerin, Umzugshelferin, Pflegerin, Gemütsberuhigerin, Finanzverwalterin, Erbwalterin. Börne strebt einen gehobenen Lebensstil an, der auch als Erbe eines vermögenden Vaters nie zu seinen tatsächlichen Einnahmen passt.

Auch wenn die Briefe aus Paris im Lauf der Zeit formaler und weniger privat werden, bleiben sie das Panoptikum privater Befindlichkeiten und Beobachtungen im Vorübergehen, gemischt mit Bewertungen gesehener Theaterstücke, gehörter Musik, gelesener Bücher und Zeitungsartikel. Sie sind auch Reiseberichte, politischer Kommentar, Auseinandersetzung mit Freund und Feind und verbinden flüchtige Eindrücke mit Geschichtsdokumenten und mit zeitgeschichtlicher Reportage. Börnes Leserinnen und Leser wohnen einer privaten Kommunikation bei und bilden zugleich deren öffentliche Meinung. Der Briefschreiber hat eine konkrete Person als Adressatin, richtet sich aber an die Welt, und aus der Weltstadt Paris an die deutsche Provinz, dass diese endlich aufwachen und rebellisch werden möge. Auch wenn es heute unwahrscheinlich wirken mag, war Börne in Deutschland seit Anfang der 1820er Jahre eine herausragende Stimme der progressiven Opposition. „Sie haben mir viel Freude gemacht.“ So nüchtern wird Ludwig Börne seine Beziehung zu Jeanette Wohl auf dem Sterbebett resümieren.

III. Der Zeitschriftsteller in Aktion: Börnes politische Briefe aus Paris

Binnen dreier sommerlicher Juli-Tage, den Trois Glorieuses, zwingen Arbeiter, Handwerker und Studenten 1830 König Charles X. zur Abdankung und Flucht. Der ultrareaktionäre Bourbonne wollte die Errungenschaften der Revolution von 1789 und der napoleonischen Zeit abräumen, die Pressefreiheit einschränken, die von Liberalen dominierte Abgeordnetenkammer auflösen und einen Zensus einführen. Und drei Viertel der Franzosen das Wahlrecht wegnehmen. Ein regelrechter Staatsstreich. Die „Trois Glorieuses“ nähren Börnes Hoffnung auf die Fortsetzung und Vollendung der bürgerlichen Revolution von 1789. Sein Verständnis von Revolution hat Börne so beschrieben: „Revolution heißt eine Umgestaltung der öffentlichen Meinung, solange diese Umgestaltung noch im Werden, noch nicht vollendet ist.“ Und für die Aufgabe, eine kulturelle Hegemonie als Vorstufe der noch nicht erreichten politischen Herrschaft zu errin-

gen, weist Börne seinem Berufstand die Hebammenrolle zu, die für das Gelingen der Geburt sehr wichtig sei.

Allerdings heißt die Epoche zwischen 1815 und 1830 in den meisten Geschichtsbüchern zu Recht „Restauration“. Restauration folgt auf Revolution, in der Absicht, die Umwälzungen von 1789 und ihre Ausbreitung über den gesamten Kontinent abzdämpfen und möglichst weitgehend rückgängig zu machen. Restauriert werden soll die Legitimität der monarchischen Herrschaft als Voraussetzung für einen stabilen Frieden, den die europäischen Herrscher auf dem Wiener Kongress 1815 aber nur um den Preis der schrittweisen Einschränkung absoluter Herrschaft durch Mitsprache des Bürgertums erreicht haben. Diese konstitutionelle Entwicklung zu befördern und letztlich auch die Arbeiterschaft einzubeziehen, ist das Ziel der Republikaner.

Die dagegen gefassten „Karlsbader Beschlüsse“ treffen namentlich den einschlägig bekannten und verrufenen Börne. Er hat mit der Frankfurter Zensur zu kämpfen, über die er sich – jetzt Kater, also Witzbold, gerufen – kräftig lustig macht, als könnten Witze töten. In seiner „Postschnecken-Satire“ mit dem Untertitel „Beitrag zur Naturgeschichte der Mollusken und Testaceen“ spricht er den Zensor direkt an, der die Instruktion bekommen hat, „alles zu streichen, was er nicht verstünde. Da der überforderte Beamte nicht sehr viel verstand, kann man sich vorstellen, wie er strich“. Und siehe da: Der Mann stellt entnervt sein Amt zur Verfügung. Als Entlassungsgrund gibt er einzig an – Börne! „Es ist keine Übertreibung, wenn ich behaupte, daß mir während neun Jahren, alle hiesigen Zeitungs-Redactoren zusammengekommen, die Erfüllung meiner Pflicht als Censor nicht so erschwert und ich darf wohl sagen, so verhaßt gemacht haben, als dieser einzige Mann in fünf Monaten.“ Eine Denunziation bringt dem Spötter zwei Wochen Gefängnis in der Frankfurter Hauptwache ein. Nach der Freilassung spottet er weiter in dem Text „Geschichte meiner Gefangenschaft nebst Beschreibung der herrlichen Wandgemälde, die sich in der Hauptwache zu Frankfurt befinden“.

Solchen Repressalien entgeht man am Ende nur durch die Flucht ins Ausland. Börne wird die letz-

ten Jahre seines kurzen Lebens in Paris verbringen. Schon 1822 und 1824 ist er in Begleitung von Jeanette Wohl nach Paris gereist, die sich dort unwohl fühlt und nicht einleben kann. 1830 ist er nicht mehr zu halten. Die Stadt an der Seine nennt Börne „den Telegraph der Vergangenheit, das Mikroskop der Gegenwart und das Fernrohr der Zukunft“. Alle drei technischen Instrumente haben freilich ihre Tücken: Der Telegraph kann zur Verständigung wie zur Verwirrung eingesetzt werden, das Mikroskop Feinheiten hervorheben und den Blick aufs Ganze verstellen, das Fernrohr die Zukunft klar, aber auch verzerrt wahrnehmen.

Börne genießt das kulturelle Flair der Stadt und flaniert gerne in den Passagen und Einkaufsstrassen am Palais Royal. Er besucht Bibliotheken und Lesekabinette, verschlingt die liberale Presse, lauscht am Abend dem virtuoson Spiel eines Paganini, frequentiert die reichlich vorhandenen Theater und Vaudevilles.

Börne versucht seine Jeanette immer wieder zum Umzug an die Seine zu bewegen, sie lehnt weiter kühl ab und empfiehlt ihm, endlich auf eigene Faust die Große Welt kennenzulernen und ein homme du monde zu werden. Die beiden kommen überein, sich zweimal die Woche zu schreiben. Daraus entsteht nun Börnes Hauptwerk: Die Briefe aus Paris. Der erste Band mit 48 davon erscheint 1832 bei Hoffmann & Campe, der zweite mit 31 Exemplaren ein Jahr später, der dritte 1834 mit 36 Briefen. Gleich der erste Band wird zum Verkauf verboten, was der Verbreitung des Inhalts keinerlei Abbruch hat. Die Briefe, die alle liberalen Hoffnungen auf eine deutsche Revolution bündeln und deren Vorzeichen in Polen und Italien erkennen, schlagen ein wie eine Bombe. Der Schriftstellerkollege Heinrich Laube preist den Verfasser in höchsten Tönen: „Sie sind ein Stück Weltgeschichte für Deutschland geworden, unser unbezahlbarer Tribun, unsre demokratische Behörde, wir müssen Ihnen unsre Klagen einschicken, denn Sie sind der einzige unabhängige wahrheitsliebende Advokat Deutschlands.“

Paris geht in diesen Jahren auf die erste Million Einwohner zu und erwirbt den späteren Titel der unangefochtenen Hauptstadt des 19. Jahrhunderts. Und des Exils: Nicht nur in ihren Heimat-

ländern gescheiterte Revolutionäre und frankophile Intellektuelle zieht es an die Seine, auch Handwerker, Müßiggänger, Adelige, Frühsozialisten und Urkommunisten kommen. So entsteht eine veritable Kolonie deutscher Emigranten mit annähernd 30.000 Bewohnern. Börne trifft da auf Geistesverwandte, die die bürgerliche Revolution in eine soziale ausweiten wollen. Handwerker und Arbeiter fordern ihren Anteil an Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit. Es bleibt Börne freilich nicht verborgen, dass schon nach wenigen Wochen der zunächst freundlich begrüßte Bürgerkönig Louis Philippe das Steuer herumreißt. Die Bürgerlichen denken weniger daran, als an ihre Geschäfte, ermuntert durch den König, dessen Minister François Guizot sie sprichwörtlich auffordert, sich ungeniert zu bereichern. „Und nun nutzt diese Rechte; gebt eurer Regierung eine Basis, kräftigt eure Institutionen, klärt euch auf, *bereichert euch*, verbessert die moralische und materielle Lage unseres Frankreichs – hier finden sich die wirklichen Neuerungen.“ Börne hält Frankreich dennoch weiter für ein europäisches Vorbild.

„Die Zeiger auf dem Zifferblatt Europas weisen jetzt nach außen, auf die Randstaaten des Kontinents, die vom revolutionären Impuls der Pariser Revolution ergriffen werden: Belgien, Polen, Italien; und immer wieder ist es Deutschland, das sich, bis auf lokale Aufstände, dem freiheitlichen Geist zu verweigern scheint. Austauschen, nicht tauschen sollen wir mit Frankreich. Käme ein Gott zu mir und spräche: ich will dich in einen Franzosen umwandeln mit allen deinen Gedanken und Gefühlen, ich würde ihm antworten: Ich danke, Herr Gott. Ich will ein Deutscher bleiben mit allen seinen Mängeln und Auswüchsen; ein Deutscher mit seinen sechsendreißig Fürsten, mit seiner Zensur, seinen Hofräten, seinen Philistern. (...) Das sind die Gutsbesitzer, die reichen Bankiers, die Krämer, die sich mit einem vornehmen Worte die Industriellen nennen. Diese Menschen, die fünfzehn Jahre lang gegen alle Aristokratie gekämpft – kaum haben sie gesiegt, noch haben sie ihren Schweiß nicht abgetrocknet und schon wollen sie für sich selbst eine neue Aristokratie bilden: eine Geldaristokratie, einen Glücksritterstand.“

Der freiheitliche Liberalismus verkommt in blankes Profitstreben. Zeitgenössische Schriftstellerkollegen wie Honoré de Balzac in seiner „Menschlichen Komödie“ oder Stendhal in seinem Roman „Lucien Leuwen“ beschreiben ebenso, wie die pekuniäre und geistige Korruption der Liberalen auf das Verlagswesen, das Druckgewerbe, die literarische Welt und vor allem auch einen elendigen Journalismus übergreift. So interessiert sich Börne zunehmend für anarchistische und frühsozialistische Ideen. Dazu zählte die „saintsimonistische“, von dem adeligen Henri de Saint-Simon begründete ordensähnliche Denkschule, eine Mixtur aus christlichen Ideen und ökonomischen Maximen für die aufkommende Industriegesellschaft. Zum Aufstand der Lyoner Seidensticker im November 1831, des wohl ersten proletarischen Aufstands, schreibt Börne:

„Es ist wahr, der Krieg der Armen gegen die Reichen hat begonnen, und wehe jenen Staatsmännern, die zu dumm oder zu schlecht sind, zu begreifen, daß man nicht gegen die Armen, sondern gegen die Armut zu Felde ziehen müsse. Nicht gegen den Besitz, nur gegen die Vorrechte der Reichen streitet das Volk; wenn aber diese Vorrechte sich hinter dem Besitze verschanzen, wie will das Volk die Gleichheit, die ihm gebührt, anders erobern, als indem es den Besitz erstürmt?“

Börne spart auch nicht mit Kritik an der jüdischen Hochfinanz, die er sarkastisch das „ausgewählte Volk Gottes“ nennt und in Klammern setzt: „ausgewählt zu Staatspapiergeschäften und zu Marketendern der Aristokratie.“

„Da aber, wo der Mittelstand sich die Gleichheit erworben, sieht das untere Volk die Ungleichheit neben sich, es lernt seinen elenden Zustand kennen, und da muß früher oder später der Krieg der Armen gegen die Reichen ausbrechen. Die heillose Verblendung des Bürgerstandes zieht das Verderben schneller und fürchterlicher herbei. Seit er frei geworden, blickt er, halb aus Furcht, halb aus Hochmut, beständig hinter sich und vergißt darüber, vor sich zu sehen, wo ein besiegter, aber noch lebendiger Feind nur darauf wartet, daß er den

Blick wegwendet. Diese Furcht und diesen Hochmut wissen die Aristokraten in Frankreich und England sehr gut zu benutzen. Den Pöbel hetzen sie im Stillen gegen die Bürger auf und diesen rufen sie zu: Ihr seid verloren, wenn ihr euch nicht an uns anschließt. Der dumme Bürger glaubt das und begreift nicht, daß seine eigene Freiheit, sein eigener Wohlstand schwankt, solange das arme Volk nicht mit ihm in gleiche Freiheit und gleichen Wohlstand eintrete; er begreift nicht, daß, solange es einen Pöbel gibt, es auch einen Adel gibt und daß, solange es einen Adel gibt, seine Ruhe und sein Glück gefährdet bleibt.“

Mit solchen Einsichten unterscheidet sich Ludwig Börne radikal von seinem Antagonisten Heinrich Heine. Der schilt ihn einen Pfaffenfreund und zielt damit auf Börnes Sympathie für einen gewissen Félicité Robert de Lamennais. Dieser frühe Vertreter eines christlichen Sozialismus veröffentlicht 1834 die „Paroles d'un croyant“ (Worte eines Gläubigen) und wird dafür wegen seiner ketzerischen Positionen in Rom sogleich auf den Index gesetzt. Börne übersetzt dieses, wie er es nennt: „dritte Testament“ ins Deutsche und verschenkt Freixemplare an deutsche Handwerker und Arbeiter in Paris. Dem angeblich „jüdischen Spiritualismus“ Börnes stellt Heine frei nach Goethe seine „hellenistische Lebensherrlichkeit“ gegenüber. „Gottlob! durch meine Fenster bricht/Französisch heit' res Tageslicht;/Es kommt mein Weib, schön wie der Morgen,/Und lächelt fort die deutschen Sorgen.“

Der Streit mit Heine, zugespitzt in der erst posthum erschienenen Attacke „Börne. Eine Denkschrift“, ist das, was den meisten heute als erstes und oft auch letztes zu Ludwig Börne einfällt. Die sich anfangs als Freunde titulierte und Nettigkeiten ausgetauscht haben, trennen von vornherein große Charakterunterschiede und viel Autoreneitelkeit, vor allem aber konträre Auffassungen vom richtigen Verhältnis von Politik und Dichtung. Auch Heine ist ein exilierter Republikaner, aber er will keiner politischen Vereinigung angehören und als Dichter über den Parteien schweben. Die literarische Qualität eines Werks stellt er entschieden über die

politische Gesinnung des Autors, während Ludwig Börne eine politische Haltung verlangt, die offen bekannt wird. Darüber kann Heine nur spotten: „Ich bin eine gewöhnliche Guillotine, und Börne ist eine Dampf Guillotine.“ War Börne zu seinen Lebzeiten in Paris nicht nur in der deutschen Kolonie weit bekannter und beliebter, hat ihm Heinrich Heine in der Nachwelt klar den Rang abgelassen. Als man in den 1970er Jahren einen Namen sucht für das deutsche Haus in der Studierendenstadt Cité universitaire, wurde Heinrich Heine die erste Wahl. Was in Deutschland mehr Naserümpfen hervorrief als in Frankreich.

Versöhnliches aus der Feder von Heinrich Heine findet man auf dem Gedenkstein zum 125. Todestag Börnes in Frankfurt, wo er dessen Wirkung so formuliert: „Er war ein Mensch – ein Bürger der Erde – ein guter Schriftsteller und ein großer Patriot.“ Aus der Distanz betrachtet, reduzieren sich die Unterschiede zwischen Börne und Heine ohnehin, wie ein holländischer Germanist in den 1920er Jahren fand:

„Ein jeder von ihnen hat in seiner Weise für die Idee der Freiheit gestritten, wie er sie verstand. Beide haben die Wünsche des Bürgertums auf politische Mitherrschaft, soziale Geltung und wirtschaftliche Freiheit zusammengefaßt, beide haben dadurch das politische Freiheitsbedürfnis gestärkt und ausgebildet, und haben reichlich das ihrige dazu beigetragen, daß die Gedankenwelt der deutschen Jugend dermaßen politisiert wurde, daß die Generation des vierten Dezenniums in Literatur und Leben ein freudiges Bekenntnis zur Tat aussprach. Die einst als Söhne des Ghetto zu den Geknechteten gehörten, wurden durch ihre politische Publizistik zu geistigen Befreiern ihres Volkes, indem sie in dunkelster Zeit den Glauben weckten an ein neues, freies Deutschland, für das auch sie gelitten und gestritten haben.“

Bei Börne macht sich am Ende seines Lebens Resignation breit – und auch mehr Radikalität. Bei einer Deutschlandreise zum Hambacher Fest 1832, der größten Protestversammlung seit dem Wartburgfest 1817, wird ihm bewusst, welche Wirkung seine Schriften nicht in Frankreich, aber doch in Deutschland gehabt haben:

„... als hätte ich allein die Bewegung dieser Zeit hervorgebracht. (...) Ich werde als ein Napoleon angesehen. Gestern Abend brachten mir die Heidelberger Studenten ... ein Vivat mit Fackelzug vor meine Wohnung. Schon früher zog mir auf den Straßen alles nach mit Geschrei: es lebe Börne, es lebe der deutsche Börne! Der Verfasser der Briefe aus Paris! (...) Nicht bloß Studenten, auch Bürger. Die Rheinbayern, Polen kommen alle deputationsweise zu mir und halten förmliche Reden. Gestern Abend war mein Zimmer gedrängt voll Menschen, die alle stehen mußten, die Tür blieb offen, und die andern, die keinen Platz hatten, blieben auf dem Vorplatz. Sie ergriffen meine Hand und drückten sie ans Herz, wie die einer Geliebten. Ich hatte Mühe, männliche Fassung zu behaupten.“

Diese Erfahrung stachelt Börne an. Er nimmt in Straßburg Kontakt auf mit den geflohenen Anführern des Frankfurter Wachensturms, wohin sie sich nach dessen Niederschlagung im April 1833 geflüchtet haben. Börne, mit den „Briefen aus Paris“ im Verzug, greift auch wieder zur Feder. In seinem letzten, 1837 erscheinenden Werk „Menzel der Franzosenfresser“ (ein sprechender Titel!) wirft er dem Burschenschaftler Wolfgang Menzel, mit dem er lange an einem Strang gezogen hatte, den Fehdehandschuh hin. Dessen franzosenfeindlichen Nationalismus setzt er die kosmopolitische Utopie der deutsch-französischen Konföderation entgegen.

„Die Geschichte Frankreichs und Deutschlands ist seit Jahrhunderten nur ein beständiges Bemühen, sich zu nähern, sich zu begreifen, sich zu vereinigen, sich ineinanderzuschmelzen, die Gleichgültigkeit war ihnen immer unmöglich, sie müssen sich hassen oder lieben, sich verbrüdern oder sich bekriegen. Das Schicksal weder Frankreichs noch Deutschlands wird nie einzeln festgesetzt und gesichert werden können. – – – Die alterreifen Männer beider Länder sollten sich bemühen, die junge Generation Frankreichs mit der jungen Generation Deutschlands durch eine wechselseitige Freundschaft und Achtung zu verbinden. Wie schön wird der Tag sein, wo die Franzosen und die Deutschen auf den Schlachtfeldern, wo einst ihre Väter sich untereinander gewürgt, vereinigt niederknien

und, sich umarmend, auf den gemeinschaftlichen Gräbern ihre Gebete halten werden! Die unwandelbare Freundschaft und der ewige Friede zwischen allen Völkern, sind es denn Träume? Nein, der Haß und der Krieg sind Träume, aus denen man einst erwachen wird. Welchen Jammer hat nicht die Liebe des Vaterlandes schon der Menschheit verursacht! Wie viel hat diese lügnerische Tugend nicht an wilder Wut alle anerkannten Laster übertroffen! Ist der Egoismus eines Landes weniger ein Laster als der eines Menschen? Hört die Gerechtigkeit auf, eine Tugend zu sein, sobald man sie gegen ein fremdes Volk ausübt? Eine schöne Ehre, die uns verbietet, uns gegen unser Vaterland zu erklären, wenn die Gerechtigkeit ihm nicht zur Seite steht! Ich liebe Deutschland mehr als Frankreich, weil es unglücklich ist und Frankreich nicht; im übrigen bin ich soviel Franzose als Deutscher. Was mich betrifft, so war ich, Gott sei Dank, nie ein Tölpel des Patriotismus; dieser Köder des Ehrgeizes, sei es der Könige, sei es der Patrizier oder der Völker, hat mich nie gefangen.“

Börnes letzte Jahre in Paris sind geprägt von unheilbarer Krankheit. Nach eigenem Bekunden „müde, wie ein Jagdhund“, stirbt Börne am 12. Februar 1837 in seiner Wohngemeinschaft. Den imposanten Beerdigungszug im Februar 1837 zum Friedhof Père Lachaise säumen wohl mehr als tausend Menschen: Schriftsteller, Arbeiter, Kaufleute, politische Flüchtlinge, Arbeitsmigranten aus Hessen. Die Totenrede hält der Botaniker und Arzt François-Vincent Raspail, ein Aktivist der Julirevolution, Anwalt der armen Leute und Herausgeber der Zeitschrift „Le Reformateur“, in der Börne publiziert und sich mit Heinrich Heine angelegt hat:

„Ludwig Börne hat glücklich vollendet, und die Freunde waren, welche über seinem Sarge die männliche Thräne vergossen und das trauernde Wort gesprochen. Der Glückliche! Er ruht auf dem blühenden Gräberhügel, im Kreise seiner Liebesgenossen, auf dem Père-la-Chaise, und ihm zu Füßen liegt das Jerusalem seines Glaubens, das ewige Paris ... schöner kann man nicht sterben! schöner nicht begraben seyn!“

Von Lessing ist ein Diktum über seinen Schriftstellerkollegen Friedrich Gottlob Klopstock, den vielgepriesenen Autor des „Messias“, überliefert: „Wer wird nicht einen Klopstock loben? Doch wird ihn jeder lesen? – Nein.“ Gelobt wird Börne heute vor allem als Kämpfer für die Meinungs- und Pressefreiheit. Das geschieht alljährlich bei der Verkündung und Ehrung der Träger eines nach ihm benannten Preises, der seit 1993 von der gleichnamigen Frankfurter Stiftung verliehen und am prominenten Ort der Paulskirche überreicht wird. Bekannte Frankfurter Publizisten von Marcel Reich-Ranicki über Joachim Fest und Frank Schirrmacher bis Jürgen Kaube wurden ausgezeichnet, ebenso Joachim Kaiser, Alice Schwarzer und Henryk M. Broder und politische Denker wie Dan Diner und Robert Habeck. In diesem Jahr ging der Preis an den Historiker Christopher Clark, der sich als genauer Leser der Schriften Börnes auszeichnete. In keiner Dankesrede fehlt der Hinweis auf die große Bedeutung des Namensgebers Börne für eine unabhängige und zupackende politische Publizistik jenseits ideologischer Lager.

Aktuell bleibt Börne schließlich als Vermittler zwischen Deutschland und Frankreich und Visionär eines geeinten Europas. Schon in seiner Dissertation 1808 hat Börne über Kontinentalverschiebungen spekuliert, die Länder trennen, aber:

„Es bleibt dann in Europa noch ein Kern übrig, der nicht zerstückelt werden kann. Zumal Frankreich und Deutschland, die hängen so fest zusammen, daß sie sich schwerlich werden trennen können. Hier sieht man aber auch deutlich den Fingerzeig des Schicksals, daß beide Länder nur einen Staat bilden sollen. Und welch ein glücklicher Staat müßte das nicht werden, wenn sich die deutsche Natur mit der französischen vermählte und beide sich neutralisieren.“

Kontakt:

claus.leggewie@uni-giessen.de